

# HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS- UND JUGENDBLATT



Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 75 Mk. Ausland 105 Cml., Deutschland 1,20 Cml., Zeitland 75 Rbl. Die Bestellungen der deutschen Schulen in Estland und Lettland erhalten bei Sammelbestellung und Versendung an eine Adresse auf je 5 Bestellungen ein Freieremplar. Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte 2 Mk. (Ausland 3 Mk.; 2 Rubel). Schriftleitung: Fellin, Kleine Straße 11. Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Koberstr. 12.

Erscheint einmal monatlich.

Einzelnummer 30 Mk.

Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einsendungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 10

Reval, 1. Oktober 1925

2. Jahrgang

Sieh zu, daß du auch in allerlei Jugendspiel tüchtig werdest und frisch und fröhlich bleibest durch die ganze Jugendzeit. Liebe die Natur mit allen ihren Geschöpfen, liebe das Schöne, das von den großen Künstlern geschaffen wurde, denn in beiden, in der Natur und in der Kunst, ist des allmächtigen und allgütigen Gottes Odem.

Arthur Brock.

Daß zu der Menschheitsflamme ein winzig Stücklein Holz Du hier zurückläßt, das sei dein Ziel und Stolz.

Erich v. Schrenck.

## Musik in Köln.

Von Eish Knüpfker-Fellin.

Wer im Sommer 1925 nach Köln a./Rh. kommt, richtet seinen Sinn und seine Schritte zur Jahrtausend-Ausstellung und läßt das beiseite liegen, was man sonst in Köln sehen muß: den Dom. Der Reisende von 1925 eilt über die Hohenzollernbrücke auf die andere Seite des Rheins, läuft steinerne Treppen auf und ab, biegt nach rechts und links, läßt sich vom großen Menschenstrom treiben und — steht an der Eingangshalle zur Jahrtausend-Ausstellung. Auch uns Estländern ist es so ergangen.

Der reisende Strom trieb uns von Raum zu Raum, aber er spülte uns auch an manch wunderbare Insel, wo man ausruhen konnte: Stefan Lochner, Gebhardt, ein wunderbares Kreuzifix in Holz

geschnitzt und zuletzt die Entwicklung der Schauspielkunst in manch herrlichem Bühnenbilde. Das alles waren Inseln des Friedens und der Schönheit, wo man ausruhen konnte — das war Musik. Aber so zarte, innige Musik, daß der gewaltige Menschenstrom darüber hinwegjagte und den leise klingenden Ton rücksichtslos ertötete.

Es gab aber noch eine andere Insel, wo es nur tönte, wohin der Menschenstrom den Weg nicht fand, wo nur „Ausertwählte“ hingespült wurden: die Messehalle. Dieser Konzertsaal faßt 5000 Menschen. Es ist ein weiter, mächtiger Raum. Er hat nichts Bedrückendes für den einzelnen kleinen Menschen, eher was Befreiendes: man löst sich selber gleichsam auf im Raum und die Seele schwingt empor zu den Quellen des Lichtes und des Lebens. Noch hört das äußere Ohr keine Musik und doch tönt es schon von überall. Wir stehen vorerst nur vor der größten Orgel der Welt und der größte Meister der Orgel aus Deutschland Hans Bachem erklärt uns dieses Wunderwerk deutscher Technik: elf Tausend Orgelpfeifen, neunzig Register, fünf Klaviaturen. Der Meister setzt sich gleichsam vor ein Harmonium, zieht seine Register, tritt die Pedale und läßt seine zarten, schwächlichen Finger über die fünf Klaviaturen mit einer Leichtigkeit gleiten, die nur einem Pianisten eigen sein kann, der eine Klaviatur und keine Register und Pfeifen zu beherrschen hat. Und welche Töne entwickeln sich unter der Hand des Meisters! Die zartesten, feinsten Silberfäden, mächtig

brausende, dunkelrote Feuersglut, dann wiederum schwere, langsame Ströme aus der Tiefe der Seele.

Jeder von uns suchte ein stilles Plätzchen für sich allein und verlor sich ganz in der Riesenhalle und schwang mit in der herrlichen Musik, die uns Meister Bachem nun offenbarte: ein Bach-Präludium C-dur, Händel, Mendelssohn, Brahms, der Pilgerchor aus dem „Lannhäuser“ und das „Niederländische Dankgebet“. Man schloß die Augen, faltete die Hände, ruhte aus an der Quelle des Lebens und fand den Weg zu sich selber. — Das war Musik. Auch die lieben kleinen Lieder von zwei Mädchenstimmen aus unserer Mitte vorgetragen — auch diese kleinen Lieder verloren sich nicht im Riesenraum, sondern waren — — Musik.

Es gibt aber noch andere Musik in Köln. Diese Musik hört nicht jedes Ohr, empfindet nicht jedes Gemüt: das ist die Musik im Dom zu Köln, die Musik, die den Pfeilern aus grauem Stein entströmt und sich hinauf in die unendlichen Höhen schwingt und sich wieder hinab in manch' hungrige Seele senkt und ihr das größte Erleben gibt, was ihr werden kann.

„Komm, wundertät'ge Sonne,  
Streich meine Sorgen fort,  
Auf daß ich stille werde  
An dem geweihten Ort.“

## Feuilleton.

### Das Geheimnis.

Warum ich manchmal singe  
ganz leise am lauten Tag?  
Das möchtet ihr wohl wissen,  
hm — wissen!  
Wer euch das sagen mag? —

Mein alter, alter Garten  
hat Laubengänge grün und dicht.  
Nachts kichern da die Büsche...  
hm — Büsche? —  
Er aber plaudert nicht.

Lauf' ich am grellen Tage  
den Heckenweg hinan,  
so lugt aus allen Zweigen  
das Schweigen  
und sieht mich lächelnd an.

Elisabeth Goerde.

### Das Bad in der Uppigkeit.

Ein wahres Geschichtchen, erzählt von Elisabeth Goerde.

Es war einmal ein Frosch. Der lebte in einem Mauerloch und nährte sich von den Bissen, die der Zufall ihm hinwarf. Aber anstatt wie andere kleine Leute mit seinem Los zufrieden zu sein, war er

## Auf dem Drachensfels.

Es ist uns allen, als träumten wir. Und doch stehen wir wirklich auf dem Drachensfels, hoch über dem deutschen Rhein. Die Sonne ist eben untergegangen, noch liegt ihr letzter Widerschein auf den stolzen Trümmern der einstigen Burg und vergoldet auch die höchsten Spitzen des Siebengebirges, das sich in langer, waldiger Kette weiter am Rhein entlang zieht. Drunten im Tal aber liegt es wie ein duftiger, violetter Schleier über allem. Die Insel Nonnenwerth scheint über dem Wasser zu schweben, die Dampfer schwimmen ruhig durch die spiegelglatte Flut, die Häuser der Stadt Königswinter liegen so klein, wie aus einer Spielzeugschachtel entnommen, am Fuße der Weinberge. Wie ein silbernes Band schlängelt der Rhein sich durch die Landschaft, um schließlich mit dem Horizont zu verschmelzen. — Eine unserer Gastgeberinnen hier auf dem Drachensfels erzählt uns einige der unzähligen Sagen, die sich um diese und die vielen anderen Burgen am Rhein gewoben haben. Hier hat Siegfried den Drachen bezwungen, drüben auf Schloß Rolandsee hat Held Roland sein Lebensende in Trauer verbracht, weil seine Braut in seiner Abwesenheit den Schleier im Kloster zu Nonnenwerth genommen hatte. Viele der Sagen hatten wir schon gehört oder gelesen, aber noch nie waren sie uns so

ganz unglaublich anspruchsvoll und wünschte sich immer etwas Besonderes. Wenn seine Nachbarn, die Kröten und Feldmäuse, ihn abends zur Jagd mitnehmen wollten, würdigte er sie keines Blicks, sondern warf seine genußsüchtigen Lippen auf, als wollte er sagen: „Zweifelhaftes Vergnügen! Hab' ich nicht nötig!“ Heimlich aber dachte er: Ich möchte doch einmal in der Uppigkeit schwimmen! Ja, baden wollte ich in einer ganzen, eßbaren Suppe, anstatt in dieser jämmerlichen Wasserpfütze zu pantuschen! Das müßte herrlich sein! Und dabei sah er verachtungsvoll an dem fetten Brummer vorbei, der in verlockender Fressnähe vor ihm herumglitzerte.

Einmal traf es sich, daß die Küchentür weit offen stand. Die Hausfrau hantierte am Herd, und in der Ecke dicht an der Tür stand ein großer Holzeimer, bis an den Rand voll mit halbflüßigem Schweinetrank, den man bei uns auf dem Lande „Drank“ nennt. Schon oft hatte der Frosch das dicke Schwein beneidet, wenn es Vorderfüße und Rüssel in die lustige Suppe vergrub. Von weitem konnte mans hören, wie es ihm schmeckte. Vorsichtig hüpfte der Frosch näher und tastete sich mit seinen gelenkigen Klavierfingern zur Schwelle hinauf. Noch ein Hopsen und — plack! — saß er mitten im Dranktopf. Aber pfui! Was war das? Sauer, bitter, süß und salzig zugleich drang es ihm in sein gierig aufgesperstes Schlappmaul, — die richtige Salmiakmirtur, wie sie die Kinder gegen Husten kriegen. Apffelherzen, Gurkenschalen, Suppenreste, Fischschwänze, saure Milch und verbrannte Brot-rinden mit allerhand Gemüse durcheinanderge-

lebendig erschienen wie jetzt. Hier sind sie eben entstanden, hier ist ihre eigentliche Heimat.

Der Abendwind trägt die Klänge der Musik aus dem Gasthof unterhalb der Ruine herauf. Heitere, gemütliche, lebensfrohe Klänge, ganz wie der Rheinländer selbst heiter, gemütlich und lebensfroh ist. Man merkt nichts von unserer Schwerefülligkeit. Plötzlich aber geht die Musik von Volksweisen und Rheinländern auf das Deutschlandlied über. Wie ein Mann erhebt sich die Menge und singt begeistert mit. „Deutschland, Deutschland über alles“, braust es über den Rhein hin, — „Und im Unglück noch erst recht.“

Drunten fließt ruhig der deutsche Strom und freut sich wohl, hat er doch eben von neuem die große Liebe seiner Deutschen zum Vaterlande gespürt. Das läßt ihn so ruhig und zukunftsicher seinem Ziel entgegenrauschen.

Irmgard Krause.  
(I. der D. S. zu Zellin.)

## Die Fahrt nach Köln und zurück.

### 1. Die Einfahrt.

Am Donnerstag den 6. August, um 8 Uhr morgens versammelten wir uns alle auf dem Bielefelder Bahnhof, um unter der Führung von Herrn Klocke nach Köln zu fahren.

mengt, — „ein ekelhaftes Geföß!“ wie der Frosch die so heiß begehrte Suppe jetzt titulierte. In stummer Wut tauchte er wieder auf und benutzte eine ausgepreßte Zitronenscheibe als Rettungsring, denn eine tüdische Rübe hatte mit ihrem Kraut seine Hinterfüße umschlungen. Also fast ertrunken wäre er in dieser Üppigkeit! Entsetzlich! — Voll unbeschreiblichen Hohnes sah ein ganzer Kreis von Suppenfettaugen zu ihm auf. Wenn er doch herauskönnte aus diesem Pfuhl! Der Frosch machte einen verzweifelten Versuch, sich auf eine schwimmende Kartoffelinsel zu retten, aber die runden Dinger kullerten böshafterweise immer um sich selbst, und auf's neue purzelte der unglückliche Schwimmer in die schauerliche Tiefe.

Wie recht hatten doch die bescheidenen Kröten und klugen Feldmäuse gehabt, daß sie sich nur auf die bekannten Gartenwege wagten! Wer weiß, vielleicht sah man die guten Nachbarn nie wieder und mußte in diesem Schweinebrei elend umkommen! — Blacksch! Blacksch! Klang es immer vernehmlicher hinter der Hausfrau. Erschrocken sah sie sich um: regnete es am Ende? Die Wäsche hing gerade draußen. Doch nein, über dem Garten lachte der herrlichste Schönwetterhimmel, und plötzlich lachte auch die Hausfrau hell auf über ein merkwürdiges Bild, das sich ihr bot. Mitten im Dranktopf zwischen Gemüse und Speisereften ruderte ein großer Frosch mit so verzweifeltem Ausdruck in den Glogaugen, daß es zum Erbarmen war. Das hatte die Hausfrau denn auch, fischte den Unglücklichen mit der Kohlschaufel heraus und setzte ihn ins Freie.

Unsere lieben „Bielefelder Eltern“ hatten uns mit Butterbrotpacken versorgt.

Wir fühlten alle, daß diese Fahrt der Höhepunkt unserer Reise werden würde, denn schon zu Hause war es unsere stille Hoffnung gewesen, an den Rhein zu kommen.

Schnell ging es durch den großen rheinischen Industriebezirk. Man hatte die Empfindung, als ob hier Stadt an Stadt, Fabrik an Fabrik läge, denn die ganze Zeit sah man zu beiden Seiten zahllose rauchende, gen Himmel ragende Schöte. Und doch scheint das Leben zwischen diesen unzähligen Fabriken nicht trostlos zu sein: beim Vorüberfahren an den Wohnungen der Arbeiter konnte sich das Auge an dem Grün von Bäumen erholen, denn jedes Häuschen hatte seinen kleinen Garten.

Schnell ließen wir die Städte Essen, Duisburg, Düsseldorf hinter uns.

Kurz vor 12 konnten wir den Dom in seiner ganzen Größe anstaunen. Schnell brachte uns die Eisenbahn näher an die Stadt heran. Der Zug sollte über die Hohenzollernbrücke — unter uns der Rhein! Auch dieser Wunsch war erfüllt! Gleich darauf fuhr der Zug donnernd in die große, gewölbte Bahnhofshalle von Köln ein.

Kurze Zeit darauf standen wir auf dem Platz vor dem Dome und konnten uns an dem Prachtbau sattsehen.

Giligt hüpfte er in sein Mauerloch und — nachdem er sich noch ausgiebig geschüttelt hatte, daß es nur so klatschte, — verspeiste er auf den ausgestandenen Schrecken eine magere Mücke. In der Üppigkeit hat er aber niemals mehr baden wollen, und wenn ihn nicht inzwischen der Storch geholt hat, lebt er noch heute im gemütlichen Pastoratsgarten zu Talsen.

## Tante Minni's Torheit. <sup>(6)</sup>

Baltische Erzählung von Helene von Schulmann.

„Papa sagte früher,“ schloß Grete, „er sei ein heiliger Bummel, aber jetzt ist er schon besser abgerichtet.“ —

Minchen konnte sich halb totlachen über die altklugen kleinen Wesen und lockte immer mehr Scherzhaftes aus ihnen heraus, so daß man sich herrlich amüsierte und sich gegenseitig versprach, häufiger zu verkehren.

Als Mollie und Grete sie abends verließen, waren die Kinder so angeregt, daß sie durchaus noch nicht zu Bett, sondern mit Minchen das Dichterspiel spielen wollten, das alle kannten bis auf Tante Minni und Onkel Wilhelm.

„Also paßt auf,“ rief Minchen, „ich werde es Euch erklären: Nachdem man sich im Kreise gesetzt hat, entscheidet das Los, wer den Titel der Dichtung und zugleich die erste Zeile sagt. Derjenige nun, der links von demselben sitzt, muß eine neue Zeile sagen, die auf die erste reimt, und dann wieder eine

Vom Dom ging es dann weiter zu unseren Quartieren. Gespannt warteten wir auf das Weitere, denn das Programm für unseren Kölner Aufenthalt war so reichhaltig und interessant, daß man noch garnicht wissen konnte, was eigentlich das Schönste werden würde. —

## 2. Die Rückfahrt.

Sonnabend den 8. August, um 9 Uhr 50 Min. versammelten wir uns vor dem Bahnhof. Diesmal sollten wir mit dem D-Zug fahren! Am Bahnhof waren auch die Damen vom Verkehrsamt, die es sich nicht hatten nehmen lassen, uns zu begleiten. Ein fröhlicher Abschied, ein „Auf Wiedersehen im nächsten Jahr“ — und schon rollten wir dahin.

Wir waren alle voll von schönen Eindrücken und Erinnerungen an Köln am Rhein, und als wir über die Hohenzollernbrücke fuhren, waren wir uns darüber einig: wir wollen auch etwas von dieser Freude der Rheinländer mitnehmen in unsere Heimat, etwas von dieser Freude, die sie auch das Schwere leichter tragen läßt. Und fröhlich stimmten wir ein Rheinlied an.

Wieder rufen wir durch das Industriegebiet, nur ist es Nacht. Die vielen Hochöfen lohen gen Himmel und sind uns ein Zeichen dafür, daß Deutschland auch bei Nacht rastlos arbeitet.

neue, auf welche der Nächstfolgende zu reimen hat und so fort.“

„Der Inhalt muß möglichst dem Titel angemessen sein,“ bemerkte Parcival noch, und dann entschied das Los, daß Elsa zu beginnen habe.

Ein wenig schüchtern, sagte sie sogleich: „Das niedliche Lieschen.“

„Da haben wirs,“ lachte Siegfried, „nun soll Lieschen wohl Geburtstag feiern, Kuchen essen und Freundinnen einladen — aber ich will Dir schon Dein langweiliges Lieschen versalzen.“

Elsa sah ihn etwas ängstlich an und begann:

„Klein Lieschen war gar lieb und fein,

Siegfried, der neben ihr saß, rief sofort als Fortsetzung:

Doch hatte sie ein kurzes Bein  
Und eine schiefe Nase.

Und Parcival fiel ein:

Und Ohren wie ein Hase.

Die Augen waren grün und klein,

aber Tante Minni kam Elsa zu Hilfe und sprach:

Doch konnte sie recht freundlich sein,

Und ihre Wangen waren rund

Minchen folgte sogleich:

Gewöhnlich aber funterbunt

Von lauter Mückenstichen

und Onkel Wilhelm rief:

Die Vogelbeeren gleichen,

Doch Lieschens Herz war treu und brav.

Nach wenigen Stunden fahren wir mit Gesang in Bielefeld ein und werden von den Bielefeldern empfangen.

Werner Radloff,  
(I. der Deutschen Schule zu Fellin).

## Nachtfahrt durchs Ruhrgebiet.

Von A. Behring-Fellin.

...„Ein riesenhafter Schmied am Amboss stand  
Und hob den Hammer mit bewußter Hand.“

Diese und die folgenden Verse C. F. Meyers fallen einem ein, wenn man in der Nacht durchs Ruhrgebiet fährt, durch denjenigen Teil Deutschlands, der auf der Landkarte von Städteringen schwarz betupft ist.

Während das übrige Deutschland schläft oder von der Polizei verbotene Orgien feiert, wird hier gearbeitet.

Die Reisenden im Schnellzuge denken nicht an Schlaf, so müde sie auch sonst sein mögen. Die Gesichter an die Fenster Scheiben gepreßt, lauschen sie hinaus in die Nacht und nehmen die Worte der 100 Km. langen Feuerpredigt in sich auf, Worte, die bald in heller Rohe aus dem Hochofen eines Hüttenwerks zum Himmel emporzucken, bald in tausend

Nun kam Elsa wieder an die Reihe und sagte triumphierend:

Sie war ein liebes, kleines Schaf  
Und wollte immer lachen

Siegfried gab gutmütig zu:

Und andre lustig machen  
Ja, unser Lieschen war doch nett

Parcival spottete:

Und ihre Hefte waren fett  
Von ihren Butterfingern,

Tante Minni blieb nichts übrig als hinzuzufügen:

Den langen, dünnen Dingern,  
Die immer schmutzig waren.

Minchen geriet in Not, zog sich aber aus der Affäre, indem sie rief:

Sogar, als vor dem Zaren  
Sie einmal kniegend stand,

Onkel Wilhelm:

Und ihm ein Sträußchen hand,  
Und schließlich ward sie Dame. —

Elsa gab zögernd zu:

Doch immer eine lahme.  
Und hübsche Kleider liebt' sie sehr

Siegfried:

Und schöne Blumen noch viel mehr  
Und auch die lieben Tiere  
Und dann — die Grenadiere! ... —

diese Worte sagte Onkel Wilhelm, obgleich es gar nicht seine Reihe war.

feinen Funken aus den Formen eines Gußstahlwerks hochsprühen.

Es ist das hohe Lied der Arbeit, das hier in der feenhaften Beleuchtung der Nacht den Reisenden im Schnellzuge verlesen wird.

„Not weckt Kräfte, noch ist Deutschlands Boden nicht erschöpft, noch ist Deutschlands Arm nicht erlahmt; verdoppeln wir unseren Fleiß, unsere Willenskraft, unsere Erfindungsgabe; sorgen wir dafür, daß die Nacht des Trübsinns weiche und ein Tag anbreche, an dem Deutschland und die Welt an Deutschland genehe.“ Sei, wie die Funken sprühen!

## Lemgo.

Auf einer Tour kamen wir in das reizende Städtchen Lemgo. Man glaubt sich um einige Jahrhunderte zurückversetzt, so einen Eindruck macht die Stadt. Die Straßen hinauf und hinunter stehen die Giebelhäuschen in Reih und Glied. Einige beugen, wie unter der Last vieler Jahre, ihre Köpfe. Andere heben stolz ihr Haupt, als wollten sie sagen: „Seht mich nur an! Bin ich nicht schön?“ Sie sind es auch wirklich. In allen Farben leuchten die Muscheln und Bänder an den Giebeln.

Die Ansätze der mächtigen Torbögen sind bei vielen noch vorhanden. Reizend machen sich diese

flachen Erker, die an jedem Hause sind. Es ist fast, als lebten hier Zwerge, so klein sind die Fensterchen, besonders in den Erkern und oben am Giebel. Vielfach sieht man auf dem Dach die Wage und am Giebel die Kräne, an denen das Getreide in die Speicher befördert wurde, beides Zeichen des Handels. Die meisten Häuser haben ihr Altenteil, in denen die alten Eltern wohnten, wenn die Kinder ins große Haus einzogen. Wir kommen auf den Marktplatz. Von hier aus hat man ein schönes Bild. Das Rathaus mit der „Larve“ und dem wundervollen Erker und dahinter die beiden verschiedenen Türme der Kirche. Der eine ragt schlicht und spitz in die Höhe, der andere baut sich in Kuppen auf. Schön sind sie beide und vervollkommen das Bild.

Wir gehen in einen gemütlichen Bäckerladen, wo wir freundlich mit Kaffee und Lemgoer Strohsemmeln bewirtet werden.

Wie gemütlich ist das Straßenleben! Wie paßt es zu all den reizenden, kleinen Häuschen! Kein Auto raffelt über's Pflaster, keine Elektrische stört den Eindruck. Langsam zieht ein Ochsenwagen über den Markt.

Brigitte Sellheim.

(I. der D. S. zu Fellin.)

Parcival schlug sich mit beiden Händen auf die Knie und lachte hell auf, und die übrigen stimmten ein.

Aber was Klang plötzlich dazwischen? — ein fremdes, schrilles Lachen, das weh tat!

Alle wandten sich um, und da war es die an einem Nebentischchen arbeitende Senta, die so lange nicht herzlich gelacht hatte und die nun nicht mehr aufhören konnte, bis ihr die Tränen über die Wangen liefen und sie krampfhaft schluchzend aus dem Zimmer ging.

Tante Minni stand sofort auf und folgte ihr, und auch die Zurückbleibenden zerstreuten sich erschreckt durch den Zwischenfall.

Nur Onkel Wilhelm blieb im Salon, schob die Hände in die Hosentaschen und ging gedankenvoll auf und ab, dem Muster des Parkettes folgend.

Nach einiger Zeit erschien Tante Minni wieder. Sie sah sehr betrübt und sorgenvoll aus und setzte sich wieder in einen der Lehnstühle.

„Wilhelm,“ sagte sie unsicher, „ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll. — Senta will fort von hier. Senta will fort von hier, irgend wohin, wo keine frohen Menschen sind, — einerlei wohin — nur fort von hier. Ich versuchte es gar nicht, sie zu beruhigen, — sie weint ohne Aufhören, obgleich ich sie zu Bett gebracht habe und nun bin ich ganz ratlos!“

Onkel Wilhelm war eben im Begriff zu sagen: Siehst Du es nun ein, daß es eine Torheit war, Dir die Kinder aufzubürden, aber schwieg, eines-teils, weil ihm seine alte Schwester leid tat und

dann, weil er sich „Luisenunruh“ nicht mehr ohne die jugendliche Schar vorstellen konnte.

„Laß nur gut sein, Minni, wenn morgen die Sonne scheint, denkt sie vielleicht schon anders,“ sagte er, indem er sich neben sie niederließ und sie freundlich anblinnte.

Tante Minni hörte aber nicht auf seine Worte, sondern schien ganz in ihre Gedanken vertieft zu sein. Plötzlich legte sie den Finger an die Stirn, wie sie tat, wenn ihr etwas einfiel, und sagte: „Ja, ja, den Brief muß ich haben, er muß in meinem Schreibtisch sein,“ stand auf und ging wieder aus der Tür.

Onkel Wilhelm saß noch nachdenklich da und betrachtete seine bräunlichen, wohlgepflegten Hände, die er zwischen den Knien gefaltet hatte, als die Tür aufsprang und Lani und Soldi eintraten, um „gute Nacht“ zu wünschen.

„Hör' einmal, Tristan,“ sagte Onkel Wilhelm, sich an den Kleinen wendend, „erinnerst Du Dich noch, was ich heute morgen sagte:“

„Ja,“ antwortete dieser, „ich weiß wohl: Du sagtest: Himmel, mein Taschentuch ist ja ganz zer-rissen!“

„Nein,“ fiel Soldi ein, „Du weißt nichts, Lani. Onkel Willi nieste zuerst und sagte dann: „So hol doch der Deiwel diese Pest!“

„Ihr seid beide Schafsköpfe!“ bemerkte Onkel Wilhelm da.

Lani hatte ihn indessen forschend angesehen und fragte nun: „Onkel, warum machst Du immer so schiefe Augen, wenn Du lachst?“

Bestellungen auf die „Herdflammen“ nimmt in

**Sellin**

und Umgegend

Harry Erdmann (Deutsche Schule) entgegen.

## Auf dem Sennfriedhof.

Wenn man von Bielefeld aus den letzten Höhenzug des Teutoburger Waldes erstiegen hat, blickt man auf eine weite Ebene hinab, die sich fern in einen blauen Nebel aufzulösen scheint, — die Senne. Unendlich groß scheint sie, denn keine Boden-erhebung unterbricht ihre großzügige Gleichförmigkeit. Gleich am Fuße der letzten Gebirgskette liegt der Sennfriedhof, weit und friedlich. Ganz welt-entrückt kommt man sich vor, wenn man eintritt, denn jeder Fernblick ist einem genommen; zu beiden Seiten der weißen Wege Kiefern und schlanke Birken, über deren niederen Wipfeln sich gleich der Himmel wölbt. Fliegen summen, Falter gaukeln über dem Heidekraut. Man glaubt sich im Walde. Erst wenn man auf einem der kleinen Seitenpfade ist, schimmert hier und da ein Grabstein durchs Gehölz, oft sind es nur unbehauene, graue Find-

linge, wie sie die Natur hier verstreut hat. Es herrscht tiefer Frieden, die Kiefern duften stark. —

Auf einem freien Platz, hinter einem rechtwink-lichen Leich, steht die Grabkapelle; auf rundem Unterbau eine schwere Kuppel. Schwer lastet auch die magische Dämmerung auf dem Eintretenden. Die elektrischen Lampen, die wie Käfer an den Wänden kleben und die schmalen bunten Fenster unterm Gewölbe verbreiten ein unsicheres Licht. Eine schwarze Eisenplatte vor dem Altar bezeichnet den Platz für die Särge.

Hier herrscht der Tod, der Allesvernichter, drau-ßen aber läßt die Natur neben den Gräbern Blu-men emporblühen.

Ilse Morik.

(I. der D. S. zu Sellin.)

Bestellungen auf die „Herdflammen“  
nimmt entgegen

**in Reval**

die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“  
Kaderstraße 12 von 9—5 Uhr.

„Ich lache gar nicht, ich bin böse, sogar sehr böse! Heute morgen hast Du meine Bündhölzchen ver-schleppt und alle meine Zigaretten aus dem Stui genommen und auf die Blumentöpfe verteilt und nun, nachdem ich es Dir verboten hatte, meine Sachen anzurühren, hast Du mit meiner Brille ge-spielt und sie verbogen! Sieh her wie sie aussieht!“

Tani warf schnell einen schuldbehafteten Blick auf den schadhafte Gegenstand und wandte dann seine Aufmerksamkeit Onkel Wilhelms Uhrkette zu, an der verschiedene Breloques haumelten. „Ach Onkel, Du hast da ein goldenes Schweinchen und eine rote Hand,“ rief er, während er es sich auf Onkel Wil-helms Knie bequem machte, „und was ist das dort?“

„Beige mir auch das Schweinchen,“ rief Soldi und kletterte auf Onkel Wilhelms anderes Knie.

„Tani, nimm doch Deine Hände weg, — ich sehe ja nichts!“

„Laß mich doch,“ wehrte sich Tani.

„Ich will aber auch das Schweinchen haben und die rote Hand!“ schrie Soldi erboßt und packte ihren Bruder an den Haaren, und in demselben Augenblick entbrannte ein wilder Kampf, dessen Schauplatz Onkel Wilhelms blütenweiße Weste und dessen Preis die Uhr mit ihren Anhängseln war. Soldis große schwarze Haarschleife lag bald, wie ein toter Riesentrauermantel auf dem Fußboden, Tanis Schuh flog davon, und die beiden kleinen, puterrotten Unholde schlugen aus aller Kraft auf einander los, obgleich Onkel Willi seine Beine so weit auseinanderpreizte, als es ging:

„Minni, Minni,“ rief er dabei, die beiden Kämpfenden umschlungen haltend, aus Furcht, sie könnten rücklings fallen, „Minni, so komm' doch! Hier geht was Fürchterliches vor!“

Tante Minni aber hörte nichts, da sie in ihr Zimmer gegangen war, und die Schlacht endete nicht eher, als bis die Kette sich aus dem Knopfloch löste und mit der Uhr unter Onkel Wilhelms Füße, auf das Eichfell, glitt.

Im Nu waren beide Kinder ebenfalls auf dem Boden, aber Onkel Wilhelm gelang es sie zuerst zu ergreifen.

Als er sie prüfend ans Ohr hielt, fragte Tani neugierig: „Ist sie kaputt?“

„Nein,“ erwiderte Onkel Wilhelm ärgerlich. „Ihr seid wirklich ein paar Taugenichtse, wie seht Ihr nun aus!“

„Wenn aber die Uhr ganz alt ist, was wirfst Du dann mit ihr machen?“ setzte Tani seine Fragen fort, und Soldi fügte hinzu: „Alte Sachen, die man nicht mehr braucht, schenkt man gewöhnlich Kin-dern!“ . . .

„Nichts da,“ antwortete der Onkel, indem er die Uhr wieder an die Weste befestigte, „ich bin selbst alt, und alte Sachen passen gut zu mir!“

Beide Kinder sahen ihn einen Augenblick ernst-haft an, dann breitete Soldi ihre Arme aus, um-armte den Onkel und rief: „Nein, nein, Du bist nicht alt, — ganz neu bist Du, — ganz neu!“

Tani folgte ihrem Beispiel und wiederholte im-mer wieder: „Ganz neu, — ganz neu!“

In diesem Augenblick trat Tante Minni mit dem

gesuchten Briefe in der Hand ein und war nicht wenig erstaunt, die beiden zerzausten Geschöpfe in Onkel Willis Armen zu finden.

„Ja, meine Liebe,“ sagte dieser, „Du kommst zu spät, — die Keilerei und der Friedensschluß sind schon gewesen!“

Nachdem Lani und Solbi gegangen waren, begann Tante Minni Onkel Wilhelm ihre Pläne in betreff Sentas darzulegen. „Hier ist der Brief von Frau von Stern! Ich erinnerte mich plötzlich daran, daß sie mich vor vierzehn Tagen darum bat, ihr ein stilles junges Mädchen für das Zimmer zu verschaffen, welches ihre Tochter bis zu ihrer Hochzeit bewohnt hat. Zu Weihnachten zieht der Sohn zu ihr, bis dahin aber möchte sie nicht ganz allein bleiben, um nicht nur dem Schmerze um ihre Tochter zu leben!“

„Die alteammerbombe,“ brummte Onkel Wilhelm. „Außerdem hat Hilde Stern immer im Kinder-Tuberkuloseheim gearbeitet, ehe sie heiratete, — ob das nicht alles für Senta paßte, — was meinst Du? Unter frohe Menschen kommt sie da nicht!“

„Nun ja die alte Stern ist von jeher eine Tränenweide gewesen, aber glaubst Du denn, daß Senta bei ihr gesunden würde?“

„Nicht durch ihren Einfluß, — aber vielleicht durch die Arbeit! . . . Die Brüder würde sie auch ab und an sehen! — Ich glaube, ich schreibe Frau von Stern!“

Viel schneller als Tante Minni gedacht hatte war die Angelegenheit geordnet und, wie es schien, zu beiderseitiger Befriedigung; denn Frau von Stern schrieb durchaus einverstanden, und Senta lebte förmlich auf beim Gedanken, aus dem Hause und in eine richtige Arbeit zu kommen.

„Tante Minni,“ bat sie immer wieder, „glaube nicht, daß ich undankbar bin, wenn ich gerne gehe, aber ich habe hier das Gefühl, Euch mit meinem Kummer zu stören, und kann es auch nicht ertragen zu sehen, wie die Geschwister alle Tage fröhlicher werden, seit Trina Petrovna fort ist, ohne daß ich das Andenken an Mama bei ihnen wach erhalten könnte.“

Am Vorabend von Minchens Abreise gab Onkel Wilhelm in Eschenhain ein Fest, zu welchem auch Mollis und Grete eingeladen waren. Tante Minnis Kinder waren noch keinmal dagewesen, denn erstens wollten die alten Geschwister wenigstens einmal wöchentlicher ganz ihren früheren Gewohnheiten leben, und zweitens sollte die Kirschenernte abgewartet werden, um Eschenhain in seiner Glanzperiode zu zeigen.

Nun frangten also die zahlreichen Bäume im Schmucke ihrer saftroten Früchte, und auf der Terrasse war der lange Tisch für die Gäste gedeckt, auf welchen Jaan nicht aufhörte, Brot, Butter, Kuchen, Honig und die verschiedensten Näscherlein zu stellen. Onkel Wilhelm ging selbst auch sehr geschäftig hin und her, um für die Unterhaltung manches vorzubereiten und alles Zerbrechliche vor Tanis Latendurst zu retten.

Zur festgesetzten Zeit langten die Gäste an, und es wurde gleich Kaffee, Schokolade, Tee und Milch aufgetragen, sodaß Mollis voll Bewunderung sagte: „Ganz wie zu einer Taufe.“ Nachdem die Mahlzeit vorüber war, ging es in den Garten, wo Parcival und Siegfried in die Bäume stiegen und Kirschener pflückten, um sie auf den Rasen zu werfen, wo sie von den Kindern aufgehoben und verspeist wurden. Tante Minni und Onkel Wilhelm saßen auf einer großen Bank dabei und freuten sich über das muntere Treiben, während Senta und Minchen ebenfalls eifrig sammelten und den dunklen, sonnenwarmen Früchten fröhlich zusprachen. Die letztere hatte aber immer Zeit dabei, mit den kleinen Pastorsmädchen zu schwätzen, die sauber und fleißig einen Teil der Kirschener für die Eltern in ein Körbchen beiseite legten.

„Kriegt der Herr Kandidat auch was ab?“ fragte sie schelmisch.

„Nein,“ sagte Mollis kurz und bündig, „er hat gestern allen unseren Salat den Kaninchen verfüttert!“

„Hilft er denn auch Mutter, wo Schwester Hella zum Besuch bei ihrer Freundin ist?“

„Nein, man kann ihn doch nicht allein in den Garten lassen zum Säten! Er kann doch das Burkanenkraut von dem Kanariengras nicht unterscheiden,“ sagte Mollis verächtlich. „Na, wie Hella da war, hat er geholfen! Er ging sogar den ganzen Tag mit der Siebkanne hinter ihr her!“

„Nun, und was tut er denn jetzt? Nun hilft er wohl Vater?“

„Ich glaube, er predigt zuweilen,“ sagte Grete, „aber Trina sagt, er hat eine Stimme, wie eine Maus.“

„Dafür kann er nun nichts,“ bemerkte Mollis nachdenklich, „aber, daß er mit seinen Kragen so weitläufig ist, bringt Mutter zur Verzweiflung, — es ist nur gut, daß er keine mehr trägt, seit Hella fort ist.“

Minchen lachte spitzbübisch, obgleich Tante Minni ihr mit dem Finger drohte: „Ist denn Hella mit dem Herrn Kandidaten zufrieden?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Grete, „einmal sagte sie wohl: „Aus dem könnte man noch etwas machen,“ aber Trina meint, er ist zu gottesfürchtig. Trina ist aber sehr klug und weiß vieles voraus, z. B., ob eine Henne bald legen wird, oder ob die Kuh brauchbar ist, oder ob das Mastferkel schnell fett werden wird.“

(Fortsetzung folgt.)

## Dom Lesetisch.

Baltischer Jugendkalender 1925/26, Jona u. Poliemski, Riga. Preis GML. 70.

Dieser Kalender ist nun schon ein Vertrauter und Begleiter unserer Jugend geworden und bedarf keiner besonders nachhaltigen Empfehlung mehr. Es ist nicht nur den verschiedenen Interessensphären (Dichtung, Kunst, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Musik, Sport usw.) Rech-

nung getragen worden, auch mit der Lust der Jugend, sich allerlei Notizen zu machen, ist gerechnet worden. Bildschmuck und Noten sind eine weitere Bereicherung. Von weiter ausholenden Aufsätzen seien genannt: „Das Petchurgebiet“ von G. Grosset und „Sans Thoma und Eduard v. Gebhardt“ von Dr. S. Löffler.

Die 6. Lieferung des Kleinen Brochhaus ist soeben erschienen. Während des Erscheinens der Lieferung ist die Möglichkeit geboten, den Kleinen Brochhaus zu einem billigeren Subscriptionspreis (jede Lieferung M. 1.90) zu beziehen. Diese Vergünstigung erlischt aber mit Ende September, und wir raten unseren Lesern baldigt zuzugreifen. Die 6. Lieferung bietet wieder eine überreiche Fülle interessanter Stoffes in Wort und Bild. Wir machen z. B. auf die Übersicht „Hauptdaten der Weltliteratur“ aufmerksam, die mit 3000 v. Chr. beginnt und mit den wichtigsten dichterischen Erscheinungen der Gegenwart endet. Eine prächtige Probe, wie der Kleine Brochhaus auch im Bild ganz unparteiisch über die Schöpfungen der Menschen zu berichten versteht, sind die beiden Tafeln „Malerei“. Auf ihnen sind Darstellungen aus dem frühesten Altertum und sogar aus der Eiszeit vereinigt mit Schöpfungen der moderasten Kunstströmungen, unter denen eine Vertreibung aus dem Paradies auffällt. Überall, wo man hinschaut, findet man wertvollen Stoff in der neuesten Fassung. Auch diese Lieferung gibt die Überzeugung, daß der Kleine Brochhaus den Vogel abschließt und das Handbuch des Wissens ist, das uns Deutschen beweist, daß es aufwärts geht mit deutscher Arbeit und deutschem Geist.

## Eingesandt.

### „Der Goethebaum in Fellin“.

Zu unserem Artikel unter obiger Überschrift erhalten wir folgendes Eingesandt:

In der Nr. 22 der „Herbflammen“ von November 1924 im Gedenkblatt zu Goethes 175. Geburtstag schreibt H. B.: „Im Jahre 1821 gab Goethe dem Fräulein Hedwig von Sivers einen Jasminstrauch etc.“

Das stimmt nicht ganz; Frä. Hedwig v. Sivers, geb. 1764, heiratete 1785 Christian von Berg, aus dieser Ehe stammte nur eine Tochter, die liebreizende Marie, geb. 1786, die 1806 den Oberforstmeister beim Herzog von Gotha, Baron Friedrich Ziegefar heiratete.

Hedwig von Berg heiratete, nachdem ihr erster Mann 1789 gestorben, in 2. Ehe 1792 dessen Bruder Gregor von Berg. Gregor von Berg schreibt nun in seinen Memoiren, seine Gattin sei 1808 zu einer Kur nach Karlsbad gefahren: „in Karlsbad fand sie den alten Geheimrat Goethe, den bekannten Dichter und Schriftsteller; dieser, ein Freund der Ziegefarschen Familie und besonders der lieben Marie, schickte sogleich eine Stafette mit einem Brief an sie nach Himmelskain, um ihr die Ankunft der Mutter zu melden, und machte dann mit meiner Frau in ihrem Wagen die Fahrt nach Franzensbrunn bei

Eger etc.“ Hedwig Berg reiste erst im August 1809 ab nach Neval, also nicht zur Zeit der Jasminblüte. Zum zweitenmal war sie dann erst 1830 in Deutschland, das sie Mitte Juli verließ.

Wohl aber fuhr im April 1821 die schwer erkrankte Marie Ziegefar mit Familie nach Neval zu den Eltern, bei denen sie im September 1821 starb, beerdigt in Ziegelstoppel. Es ist also anzunehmen, daß der Jasminstrauch 1821 der von Goethe warm verehrten Marie Ziegefar übergeben wurde, vielleicht mit dem bekannten poetischen Gruß für ihre Mutter.

A. v. R.

Nachschrift der Schriftleitung. Die Berichtigung „Frau Hedwig von Berg geb. v. Sivers“ statt „Fräulein Hedwig v. Sivers“ ist in der Nr. 23 der „Herbflammen“ gemacht worden.

Was nun die Person, welcher Goethe den Jasminzweig überreichte, sowie das Jahr in dem er das tat, betrifft, so hat F. v. Sivers-Heimthal am 23. März 1901 in der Felliner Liter. Gesellsch. zu obigem Auszug aus den Memoiren des Generals v. Berg aus der Familientradition berichtet, Frau v. Berg sei in Weimar am Herzoglichen Hofe sehr gnädig aufgenommen worden, überhaupt habe die Großherzogin Maria Pawlowna es ja geliebt, wenn Livländer sich vorstellten, und auch ihr Sohn, Karl Alexander, habe diese Gewohnheit beibehalten und es gern gesehen, wenn Livländer, die sich in Weimar oder in Jena studienhalber aufhielten, an den Hof kamen. Auch hier hätten Mutter und Tochter mit Goethe verkehrt und als dieser sie einmal durch die herzoglichen Gärten und Treibereien geführt, habe Marie einen Jasmin, der ihr besonders gefallen, bewundert. Tags darauf habe ihr dann Goethe einen Zweig desselben Jasmins mit dem Gedicht gebracht. Dorothea v. Berg aber habe den Zweig in Wasser aufbewahrt, bis er Wurzeln geschlagen und die Pflanze dann im Sommer 1809 nach Heimthal gebracht.

Die mehrfach erwähnten Verse finden sich im 3. Bande der Düntzerschen Ausgabe Goethescher Gedichte (mit 2 Abweichungen: Fruchte statt Blüthen und deines Freund's statt eines Freund's). Düntzer meint, die Verse seien im Frühling 1806 gedichtet, und da sie „An Silbina“ überschrieben sind, der jüngsten Tochter der Ziegefarschen Familie, Silbia, zugebracht gewesen (s. den Jahresbericht der Felliner Liter. Gesellsch. für 1900 und 1901). Wir haben uns an die Familientradition gehalten.

Für die Schriftleitung verantwortlich: A. Behring.  
Fellin, Kleine Straße 11.

Verlag des „Nevaler Boten“, Neval, Naberstr. 10/12.

Bestellungen auf die „Herbflammen“ nehmen entgegen: in Neval: die Geschäftsstelle des Nevaler Boten, Naberstraße 12, von 9—5 Uhr, und die Buchhandlung Ferd. Wassermann, Langstraße; in Dorpat: die Buchhandlungen S. G. Krüger und K. Meißner; in Vernau: die Buchhandlung Emil Trenfeldt; in Fellin und Umgebung: S. Erdmann, Deutsche Schule, Kleine Str. 11; in Arensburg die Kanzlei des Deutschen Gymnasiums werktäglich von 10—1 Uhr vorm., die Buchhandlung Wally Sohn und die Deutsche Bäckerei; in Lettland: der Verlag von Jond & Poliewsky, Riga.